



Ost-West, Nord-Süd; „Wohin führen die Gegensätze und Fragmentierungen die ökumenische Bewegung?“

VON DAGMAR HELLER*

Kommentar zu Konrad Raiser, Der Einfluss der veränderten Ost-West-Beziehungen nach der Wende in Europa auf die ökumenischen Nord-Süd-Beziehungen

Konrad Raiser hat in klarer und übersichtlicher Weise aufgezeigt, welche Veränderungen durch die politische Wende in Europa und weltweit aufgetreten sind. Dabei zieht er am Ende seines II. Teils im Hinblick auf die Wende in Europa ein wichtiges Fazit, an welchem ich meinen Kommentar aufhängen möchte: „Jedenfalls bleibt die Gestaltung der Beziehungen zum russisch dominierten östlichen Europa eine wichtige Zukunftsaufgabe ...“ In diesem Satz verbirgt sich ein ganzer Komplex von Aufgaben für die ökumenische Arbeit der Kirchen. Denn nicht nur im politischen und gesellschaftlichen, sondern auch im kirchlichen Bereich geht es um die „Gestaltung der Beziehungen“ zu den von der russisch-orthodoxen bzw. slawisch-orthodoxen Tradition dominierten Kirchen in den osteuropäischen Ländern. In einem immer enger zusammenwachsenden Europa werden sowohl die Kirchen der Reformation wie auch die römisch-katholische Kirche neu mit der Orthodoxie als ökumenischem Partner konfrontiert. Auch wenn es bisher bereits Beziehungen gab – etwa auf der Ebene des ÖRK, der KEK oder in bilateralen Dialogen – so ist doch neu, dass orthodoxe Kirchen nun zu Gesprächspartnern werden als Kirchen, die

* Pfarrerin Dr. Dagmar Heller arbeitete von 1993 bis 2000 als Exekutivsekretärin [Glauben und Kirchenverfassung] beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf. Seit 1. Oktober 2001 leitet sie das Referat für ökumenische Fragen und Beziehungen zu den orthodoxen Kirchen im Kirchenamt der EKD. Sie gehört zum Redaktionsteam der Ökumenischen Rundschau.

in ihren jeweiligen Ländern in ähnlicher Weise ihre Gesellschaft prägen oder prägen wollen, wie es die römisch-katholische und die reformatorischen Kirchen bisher im Westen taten und die daher auch den Anspruch erheben, in der europäischen Gesellschaft insgesamt einen Einfluss auszuüben. Dass sich diese neuen Beziehungen schwierig gestalten, hat Konrad Raiser angedeutet: „An die Stelle des früheren ideologischen und machtpolitischen Gegensatzes tritt nun wieder verstärkt der kulturell-religiöse Gegensatz zwischen dem westlichen, von den Folgen der Aufklärung, den Erfahrungen freiheitlicher Demokratie und einer pluralen Gesellschaftsordnung bestimmten Europa und dem östlichen, orthodox geprägten Europa, das seine Identität durch den Rückgriff auf alte kulturelle und religiöse Traditionen neu zu bestimmen sucht.“

Auch wenn man – wie Konrad Raiser zu Recht – sagen kann, dass es von Seiten der Russischen Orthodoxen Kirche eine bewusste Zuspitzung dieses Gegensatzes gibt, scheint mir das Problem an dieser Stelle allerdings tiefer zu liegen als in einer bewussten Provokation. Und obwohl gewissermaßen das Zentrum dieses Gegensatzes in Europa zu lokalisieren ist, ist er längst in die Welt hinausgetragen und spielt auch auf der Weltebene eine Rolle.

Zum einen ist vieles, was aus protestantischer Sicht in der Orthodoxie als fremd, archaisch und oft auch anti-ökumenisch erscheint, eine folgerichtige Konsequenz der orthodoxen Theologie. In der orthodoxen Theologie hat sich die gemeinsame christliche Tradition schon lange vor der Zeit der Aufklärung stärker durch eine von Innerlichkeit charakterisierte mystisch-monastische Spiritualität prägen lassen, während im Westen schließlich eine rationale Theologie die Oberhand gewann. Dieser Unterschied drückt sich für Außenstehende am deutlichsten sichtbar in den Gottesdiensten aus. Protestanten fällt es z.B. viel leichter, Gottesdienste unterschiedlich zu gestalten und verschiedene Elemente, Texte, Gesten und Symbole zu benutzen, während der orthodoxe Gottesdienst im Laufe der Geschichte so sehr zu einem Gesamt-Kunstwerk und gewissermaßen einer mystagogischen Handlung geworden ist, dass er seine Bedeutung verliert, wenn er mit Elementen von außen verändert wird oder wenn Hauptbestandteile darin ausgelassen werden. Der Gottesdienst, der in allen Kirchen sowohl Quelle als auch Ausdruck des Glaubens und der Theologie ist, macht besonders deutlich, dass hinter dem grundlegenden Unterschied, der sich hier andeutet, letztlich ein unterschiedliches Verständnis von der Welt und von der Beziehung des Menschen zu Gott steht. Obwohl durch die Aufklärung verschärft, ist die unterschiedliche Entwicklung zu diesem Gegensatz hin, geistesgeschichtlich bereits früher angelegt. Es scheint mir

gefährlich für das ökumenische Miteinander, die eine Entwicklung für die fortschrittlichere zu halten und den orthodoxen Kirchen ein Stehenbleiben und Zurückbleiben zu bescheinigen, wie es im Westen – oft unbewusst – immer wieder geschieht. Es wäre wichtig für die ökumenische Zusammenarbeit, beide Arten des Weltverständnisses als grundsätzlich gleichberechtigt aber eben unterschiedlich wahrzunehmen. Die eigentliche Herausforderung ist die, Wege zu finden, beide miteinander ins Gespräch zu bringen. Dazu könnte auf Seiten der so genannten westlichen Kirchen ein Rückblick auf die Zeit der Entstehung der Scholastik hilfreich sein, als auch im Bereich der Westkirche beide Denkweisen miteinander verbunden waren. Im Bereich der Orthodoxie wäre eine Offenheit und ein Verständnis für die historische Entwicklung des Westens nötig.

Zum anderen ist zu bemerken, dass die konservative Haltung nicht nur ein Phänomen in den orthodoxen Kirchen ist, sondern praktisch in allen Kirchen in den ehemaligen Ostblockstaaten vorgefunden wird, insbesondere wenn es um so genannte moralische Fragen geht. Aber nicht nur dort, sondern auch in vielen jungen Kirchen des Südens finden sich solche Einstellungen. Daher bahnen sich an dieser Stelle trotz des theologischen Gegensatzes weltweit neue Koalitionen im Hinblick beispielsweise auf die Frage der Homosexualität an. Hier findet die orthodoxe Kirche plötzlich Verbündete z.B. unter afrikanischen evangelikal geprägten Kirchen.

Als Fazit ergibt sich daher für mich folgende Überlegung: Es wird in Zukunft voraussichtlich eine ökumenische Konstellation in den Vordergrund treten, in der eine doppelte Zweiteilung ineinander greift: Einerseits fühlen sich die traditionell geprägten Kirchen (Orientalisch-Orthodoxe, Orthodoxe, Katholiken und evtl. Anglikaner), die die alte Tradition der so genannten bischöflichen Tradition bewahrt haben auf der einen Seite stehend, während auf der anderen Seite diejenigen stehen, die diese Tradition verlassen haben (aus der Sicht der traditionellen Kirchen). Gleichzeitig geht aber quer durch diese Zweiteilung eine weitere Teilung in ein moralisch liberales und ein moralisch konservatives Lager.

Diese inhaltlichen neuen Konstellationen haben Folgen für die ökumenische Bewegung insgesamt. Konrad Raiser weist auf eine verschärfte Nord-Süd-Problematik durch die „Feste Europa“ hin, sowie auf die Globalisierung und den dadurch ebenfalls verstärkten Konflikt zwischen Nord und Süd – auch in den Kirchen. Er beklagt, dass die Solidarität des Nordens mit dem Süden nicht mehr gegeben ist. „Demgegenüber käme es darauf an, die Werte der Verantwortlichkeit, Rechenschaftspflichtigkeit und die Bereitschaft zu Kooperation wieder zu stärken und in ihr Recht ein-

zusetzen“, sagt Raiser. Das klingt ein wenig nach Rückkehr zu einem früheren Zustand in der Ökumene, den Zustand der siebziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Aber man kann eine Entwicklung nicht zurückdrehen. Vielmehr müssen wir die Entwicklung noch etwas genauer betrachten. Es ist mir fraglich, ob man tatsächlich von einer schwindenden Solidarität sprechen kann angesichts der Spendensummen, die von Hilfswerken nach wie vor oder gerade heute eingesammelt werden. Es ist mir auch fraglich, ob die Entwicklung im Hinblick auf mangelnde Bereitschaft zu Kooperation wirklich so negativ zu bewerten ist angesichts der Tatsache, dass es immer mehr Netzwerke aller Art gibt. Mir scheint: das Potenzial für diese Werte ist durchaus da. Das Problem allerdings ist die wachsende Unübersichtlichkeit und Kompliziertheit von multilateralen Beziehungen. Das gilt sowohl für den Bereich der theologischen Dialoge als auch für den Bereich praktischer Hilfe und gemeinsamen Handelns. Diese Unübersichtlichkeit lässt Menschen dazu übergehen, die Solidarität eher bilateral zu leben. Es stellt sich also m. E. eher die Frage nach der Form, in der sich Solidarität gestaltet. Bilateralität ist sicher nicht das Schlechteste, aber es braucht Koordination, damit sich nicht alle auf denselben bilateralen Partner „stürzen“.

Obwohl ich im Hinblick auf die Solidarität durchaus ein Potenzial sehe, stimme ich Konrad Raisers Analyse zu, in der er eine zunehmende Differenzierung und Fragmentierung innerhalb der ökumenischen Bewegung wahrnimmt. Mir scheint dies u.a. damit zusammenzuhängen, dass die Ökumene immer mehr von einer Art Markt-Denken geprägt wird. Es dominiert die Haltung, etwas in die Ökumene einzubringen, etwas anzubieten, wie auf einem Markt. In den Hintergrund rückt dabei die Vorstellung, etwas auf diesem Markt zu kaufen, also sich bereichern zu lassen. Man geht in die Ökumene als Anbieter, nicht als Käufer oder Abnehmer. Und dementsprechend sehen sich die Kirchen immer stärker in einer Konkurrenzsituation. Der neuerdings in Deutschland geprägte Ausdruck „Ökumene der Profile“ scheint mir ein Ausdruck dieser Situation zu sein. (Ähnlich ist die Lage übrigens im Bereich der praktischen Zusammenarbeit, wo sich Hilfswerke gegenseitig auf dem Spendenmarkt Konkurrenz machen.) Dabei ist solch eine Situation nicht nur als eine negative Entwicklung zu sehen. Konkurrenz kann stimulierend wirken und wirkt einer Lethargie und lähmender Routine entgegen. Um aber das Problematische an dieser Entwicklung zu sehen, muss man sich deutlich machen, dass es in der Ökumene in einer doppelten Weise um einen Markt geht: Es gibt den Markt nach außen, d.h. die Konkurrenzsituation mit anderen Religionen,

Weltanschauungen und anderen Angeboten der Sinnstiftung. Und es gibt gleichzeitig einen Markt nach innen, d.h. eine Konkurrenzsituation zwischen den verschiedenen Kirchen. Wenn man diese Konstellation betrachtet, dann wird deutlich, wo das Konkurrenzverhalten problematisch wird, nämlich da, wo die Konkurrenz nach innen dazu führt, dass nach außen mehrere Stimmen laut werden, so dass nicht mehr deutlich wird, dass es sich gewissermaßen um dasselbe Produkt handelt, das hier angeboten wird. Der Käufer, um im Bild zu bleiben, wird verwirrt von den verschiedenen marktschreierischen Stimmen, die ihm etwas anbieten und wird eher die Hände davon lassen und nach eindeutigeren Angeboten auf dem religiösen Markt suchen. Sobald also auf dem Markt nach innen der gleichzeitige Markt nach außen aus dem Blick gerät und man nur noch das eigene Produkt vor Augen hat, dann wird der Markt im ökumenischen Bereich nicht mehr funktionieren. Denn hier wird vergessen, dass die Ökumene eben mehr ist als ein Markt, sondern eine Herausforderung darstellt, in der es darum geht, ein Bewusstsein für die gemeinsame Verantwortung zu entwickeln für das, was Gott den Christinnen und Christen anvertraut hat.